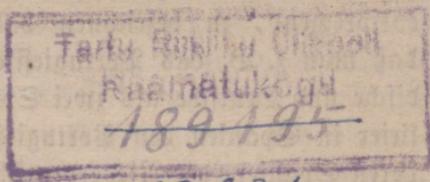


220362732

Est. A



12631

Ehstnische Dialekte und ehstnische Schriftsprache.

Von Herrn Akademiker Dr. Ferdinand Wiedemann in St. Petersburg.

Bei allen Völkern oder Völkchen, und wenn sie auch nur wenige Tausende zählen, wie die Liven, finden wir die Erscheinung, daß nicht alle Individuen derselben ganz dieselbe Sprache sprechen, sondern in einer größeren oder geringeren Anzahl Dialekte, die mehr oder weniger unter sich abweichen. Die an sich schon nur wenig zahlreichen Basken z. B. sprechen nicht allein in der spanischen und französischen Ebene verschieden, sondern es hat auch in den von ihnen bewohnten Pyrenäen jedes Thal noch seinen besonderen, zum Theil sehr abweichenden Dialekt. Leben die Völker in mehreren Millionen über einen weiten Raum verbreitet, und kommen noch Localitäten hinzu, welche die Absonderung erhalten und begünstigen, namentlich Gebirge wie bei den Basken, so kann die Dialektverschiedenheit sich in dem Maaße steigern, daß die an den Extremen des Sprachgebiets lebenden Leute sich gegenseitig gar nicht mehr verstehen, wie es z. B. in Deutschland der Fall ist. Dieselbe Mannichfaltigkeit der Sprache ist nun auch im Ehstnischen da. Es hat nicht nur den Allen bekannten Unterschied eines sogenannten revalschen und dörptschen Hauptdialektes, sondern ein jeder dieser beiden hat wieder seine Unterdialekte, und außerdem hat jedes Kirchspiel, jedes Gutsgebiet, ja vielleicht jedes Dorf seine Eigenthümlichkeiten, an welchen die Nachbarn einander durch die Sprache auch in der Dunkelheit erkennen. Wie die Systematiker des Thier- oder Pflanzenreiches über den Begriff der Art (species), der Grundeinheit des Systems, noch nicht durchaus einig sind, so ist auch in der Linguistik, so viel ich weiß, noch nicht eine Alle befriedigende Definition davon gegeben, was man als Sprache, die Grundeinheit des Sprachsystems, und was

man als Dialekt, der Varietät des Thier- oder Pflanzenreichs entsprechend, zu bezeichnen habe. Es würde sonderbar erscheinen, daß man z. B. das Portugiesische und Spanische oder das Holländische und Deutsche als zwei Sprachen ansieht, obgleich doch der Gallicier in Spanien den Portugiesen leichter versteht als manchen anderen Spanier, der Niederdeutsche den Holländer leichter als manchen deutschen Landsmann, und ungereimt, daß man umgekehrt wieder Holsteiner und Badenser, die sich gegenseitig völlig unverständlich sind, doch als eine Sprache, die deutsche, redend ansieht, wenn hier eben nicht noch andere Dinge als nur die Beschaffenheit der Sprache an sich berücksichtigt würden.

So lange Einer nur seiner nächsten Umgebung etwas mitzutheilen hat, so kann die Haus- oder Kirchspiels- oder Districtsprache genügen, und so lange ist auch das Bedürfniß nach einer besonderen Schriftsprache nicht vorhanden, sobald aber die Mittheilung über diese engen Gränzen hinaus sich an die ganze Nation richten will, so muß dies auch in einer der ganzen Nation verständlichen Sprache geschehen, gleichviel ob diese mit irgend einem gesprochenen Dialekt identisch ist oder nicht, denn gelernt muß sie doch jeden Falls werden, wenigstens von dem größeren Theile des Volkes. Ein solches Medium der Mittheilung ist also zunächst Schriftsprache, da die Mittheilungen in die Ferne selbstverständlich auf schriftlichem Wege geschehen, und da dieselben in der Regel über das Alltägliche hinausgehen, und den höheren geistigen und Culturinteressen dienen, also den geistig höher stehenden Theil der Nation zu ihren Urhebern haben, so ist die Schriftsprache überall auch zu der gewöhnlichen Conversations-sprache der Gebildeten geworden, und jedes Glied der Nation, mag es zu Hause sprechen, wie es wolle, muß sie verstehen, um zur Aufnahme und zum Genusse des in derselben Gebotenen befähigt zu werden. So ist in Deutschland das Hochdeutsche durch die Schulen in der ganzen Nation verbreitet, wenn auch im alltäglichen Verkehr und in der gemüthlichen Conversation bei den Ungebildeten durchaus und bei den Gebildeten noch öfters der lebende Dialekt in seinem Rechte bleibt. Ähnlich ist es in Frankreich, Italien, Spanien, England und bei allen Culturvölkern überhaupt, nur die sogenannten Racenvölker sind bei der Dialektsplaltung stehen geblieben. Der Sprachforscher hat wohl oft Gelegenheit zu bedauern, daß die Schriftsprache meist ausschließlich als Repräsentant der Sprache angesehen wird, daß sie gleichsam als die typische Form der Species

gilt, und die Dialekte als bloße Varietäten davon in den Schatten gestellt und vernachlässigt werden; aber wer einmal seinen Kopf darauf gesetzt hat, auch diese kennen zu lernen, der wird, wenigstens so lange sie noch leben, schon auch Mittel dazu finden, und die Vortheile des Besizes einer allgemeinen Schriftsprache sind so eminent, daß jedes vorwärts strebende Volk, das mit in die Reihe der Culturvölker treten möchte, keine Entsagung, kein Opfer an Materiellem oder Gemüthlichem scheuen sollte, um eine solche zu erlangen. Die allgemeine Schriftsprache ist freilich noch nicht die Cultur, aber das Umgekehrte, eine selbständige Cultur ohne diese, ist nicht denkbar. Die allgemeine Schriftsprache ist, ein Mal, das Band, welches die Dialekte zu einer nationalen Einheit verbindet, ihnen das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, das Gefühl einer größeren Stärke und Sicherheit giebt, ist auf geistigem Gebiete dasselbe, was auf politischem der Gesamtstaat gegenüber der gemüthlichen aber ohnmächtigen Kleinstaaterie; die von Allen gebrauchte hochdeutsche Schriftsprache ist es, welche Badenser und Holsteiner, Friesen und Baiern insgesammt zu Deutschen macht, obgleich sie in ihren Dialekten sich gegenseitig nicht verstehen, und die sechzehn Millionen österreichischer Slaven, das Paradepferd der seperatistischen Tschechen, sind nicht eine Nation, so lange sie keine gemeinschaftliche Schrift- und Conversationsprache haben, sondern auf ihrem Congreß sich einer fremden als Verständigungsmittels bedienen müssen, eben so wenig wie die so und so viel Millionen Romanen, sondern sie sind nur einzelne Völkchen, von denen jedes politisch nicht mehr wiegt, als sein Eigengewicht beträgt; eine allgemeine Schriftsprache ist aber zweitens auch das, was eine Nation nach außen hin repräsentirt der anderen gegenüber, das Testimonium maturitatis, mit dem sie sich den andern Culturvölkern an die Seite stellt und befähigt ist, einen selbständigen Entwicklungsgang zu nehmen, denn die Schriftsprache setzt nach dem oben Bemerkten eine über das Alltägliche und Hausbackene sich erhebende Literatur voraus, die ihrer bedarf. So lange einem Volke diese beiden unumgänglichen Dinge fehlen, ist es darauf angewiesen das, was über den Elementarunterricht hinausgeht, von fremden Lehrern zu empfangen und eine fremde Sprache als Behikel des höheren Unterrichts zu gebrauchen. Dieß zeigt der Bildungsgang aller europäischen Völker, keines hat die Bildung aus sich selbst allein genommen, jedes hat sie von andern empfangen, und hat, wenn es nach gründlicher Bildung strebte, die fremde Unterrichtssprache

und die in dieser geschriebenen Lehrbücher erst dann weggeworfen, als es selbst eine Allen verständliche Sprache und in dieser geschriebene wissenschaftliche Werke für Lehrende und Lernende besaß. Ob ein Volk schon dahin gediehen ist die fremde Cultursprache, wie die Deutschen die lateinische, verlassen und von nun an eine eigene, nationale Cultur verfolgen zu können, das ist eine Frage, welche ein jedes sich selbst beantworten muß, da es allein die aus einer etwaigen Verfrühung oder Verspätung ihm erwachsenden Nachtheile zu tragen hat. Es kann daher hier weder meine Absicht noch meine Aufgabe sein, zu untersuchen und zu entscheiden, ob die Ehten sich jetzt gerade an einem solchen Scheidewege befinden, es fehlt ihnen in ihrer eigenen Mitte nicht an einsichtsvollen und gebildeten Männern, welche darüber urtheilen mögen. Thatsache ist es, daß mehrfach unter den Ehten sich Stimmen erhoben haben, welche nach rein nationalen höheren Bildungsanstalten verlangen und einen selbständigen Culturweg eingeschlagen wissen wollen; das wird einstweilen genügen, um es nicht inopportun erscheinen zu lassen, wenn ich mir hinzuweisen erlaube auf das, was vorher gehen muß, nämlich die Erlangung einer gemeinsamen, gleichen Schriftsprache.

Wie kommt man nun aber zu einer allgemeinen Schriftsprache, und wie sollen insbesondere die Ehten zu dieser so warm empfohlenen Sache gelangen? — Auf autokratischem oder parlamentarischem Wege decretirt ist sie wohl noch nie, durch ein Plebisit, nach allgemeiner Volksabstimmung eben so wenig, sondern, was man schon a priori voraussetzen konnte, das ist auch, so viel man hat erfahren können, überall geschehen. Zuerst schrieb Jeder in seinem Dialekte, sei es nun, daß er von anderen überhaupt nichts wußte, oder daß er den seinigen für den vorzüglichsten hielt, oder daß er diesen am besten zu handhaben verstand. Die zweite Phase war, daß entweder durch politische oder persönliche Einflüsse, oder durch auch von Leuten aus anderen Dialekten anerkannte Vorzüge, oder dadurch, daß man das Wohlgefallen an dem in irgend einem Dialekte Geschriebenen auf den Dialekt selbst übertrug und zum Theil diesem zuschrieb, ein Dialekt bevorzugt wurde vor anderen, und daß durch die moralische Pression, welche dieß auf Jeden üben mußte, der auch etwas möglichst Vielen Gefallendes schreiben wollte, dieser Dialekt zuletzt ganz oder fast allein in Schriften verwendet wurde. Als es dahin gekommen war, so wurde die dritte und letzte Phase unvermeidlich, nämlich die allendliche Loslösung der Schriftsprache von dem Dialekt, aus

welchem sie hervorgegangen war, und ihre Selbständigkeit gleichsam als ein Dialekt für sich, aber nicht als ein partieller, sondern als ein Allen bekannter. Es ist bekannt, daß es viel schwerer ist, eines Dialektes der eigenen Sprache vollkommen Herr zu werden, als einer ganz fremden Sprache, weshalb, das mag hier unerörtert bleiben. Wenn nun also so Viele sich eines Dialektes bedienten, in welchem sie nicht geboren und aufgewachsen waren, so konnte es nicht fehlen, daß dieser dadurch mannichfach modificirt wurde, noch jetzt kann man das sogenannte engere Vaterland manches deutschen Schriftstellers an seiner Sprache erkennen. Der Schreibende erlaubte sich, wie er sich noch jetzt erlaubt, aus seinem Dialekte Wörter und Wendungen einzuführen, welche ihm besonders treffend und bezeichnend erscheinen, auch wohl hier und da nach selbst gemachten Theorien die Sprache zuzustutzen; Manches davon fand auch bei Anderen Aufnahme und Nachahmung und bürgerte sich ein, wenn auch manches Andere wieder schwand. Von so vielen nicht im Dialekt Geborenen gebraucht, mußte die Schriftsprache sich immer mehr von der Volkssprache entfernen, und Eigenthum der gebildeten Classe werden, dadurch fiel sie immer mehr der Theorie anheim, an die Stelle von Bildungen nach Analogien des ursprünglichen Dialektes traten zum Theil Bildungen nach willkürlichen Analogien namentlich mit der Tendenz, eine größere Gleichmäßigkeit und Regelmäßigkeit zu schaffen, wodurch natürlich auch die nothwendige Erlernung durch Alle erleichtert wird. Die Schriftsprache steht im Allgemeinen zu den Dialekten in demselben Verhältniß, wie die neueren Sprachen zu den alten. Sie ist wort- und formenärmer, abstracter, aber einfacher, conciser, regelmäßiger, leichter zu erlernen. — Es versteht sich, daß von dem hier Gesagten vielleicht nicht Alles und Jedes auf jede beliebige Schriftsprache Anwendung findet; ich habe hier keine besondere im Auge gehabt, sondern nur aus verschiedenen combinirte Umrisse geben wollen.

Die ehstnische Schriftsprache befindet sich noch in ihrer ersten Phase, der der Confusion aller Dialekte, also noch ziemlich weit vom Ziele. Einstweilen schreibt noch Jeder, wie er von Jugend auf zu sprechen gewohnt ist, und wie er seinen Nachbar und Gevatter sprechen hört. Jeder gebraucht unbedenklich Formen, die anderswo nicht gebräuchlich, und Wörter, die anderswo nicht verständlich sind, und nur selten mag Einer eine klare Vorstellung hiervon haben, und noch seltener giebt Einer sich die Mühe, ein anderswo unverständliches Wort durch ein anderes in Parenthese dazu gesetztes zu erklä-

ren. Im Anfange der Schriftperiode, als die Literatur nur geistlichen Inhalts war, und fast ausschließlich Prediger die Schreibenden waren, galt die Bibelübersetzung als Norm für die Schriftsprache, und in geistlichen Schriften ist sie es noch jetzt. Die Frage liegt nahe, warum man denn nicht bei dem Althergebrachten, Bekannten bleiben kann, sondern nur Neues aussuchen soll, um es an dessen Stelle zu setzen. Der Kirchensprache hatten sich auch die Ehsten selbst schon anbequemt, so zwar, daß sie ganz allgemein — zum Theil ohne Zweifel gegen das eigene bessere Wissen — auch die Fehler der Kirchensprache gleichsam wie einen höheren Styl gewissenhaft beibehielten, und wenn auch Ahrens zu weit geht, wenn er die in der Volkssprache vorkommenden Abweichungen von den in seiner Grammatik gegebenen Formen der Kirchensprache zuschreibt, so kann man sich doch der Meinung nicht erwehren, daß die erstaunliche Incorrectheit der Sprache in den ehstnischen Schriften zum Theil jener Ehrerbietung vor der Kirchensprache, auch in ihren Fehlern, zuzuschreiben ist; ich bin überzeugt, daß fast jeder schriftstellernde Ehste correcter spricht als schreibt. — Es liegt mir durchaus fern, das Verdienst der Bibelübersetzer herabsetzen oder ihre Arbeit bemäkeln zu wollen. Sie haben Ungeheures und Bewundernswerthes geleistet, aber daß die Bibel unzählige Fehler enthält, ist dennoch ein fait accompli, das heut zu Tage wohl Niemand in Abrede stellt, wenn man auch darüber noch nicht einig ist, wie und was corrigirt werden soll und darf. Man hat gemeint, berücksichtigen zu müssen, daß die Bibel zugleich Schulbuch ist, und daß es große Inconvenienzen haben würde, wenn die Schüler zum Lesen gar zu verschiedene Texte hätten. Manche haben gefürchtet, daß die ungebildeten Leser Correcturen grammatischer Fehler von wesentlichen Textveränderungen nicht recht würden zu unterscheiden wissen, daß die gut gemeinten Bemühungen der Correctoren ihnen ein Aergerniß sein würden, daß sie glauben könnten, man habe ihnen die Bibel verfälscht, oder daß sie wenigstens in ihrem Glauben an die Heiligkeit und Unantastbarkeit der Schrift irre gemacht werden könnten. Diesen Besürchtungen ist allerdings nicht jede Berechtigung durchaus abzuspochen, es ist nur eben sehr schwer dabei eine Gränze zu ziehen, über welche man in der Correctur nicht hinaus gehen soll. Nur die wirklichen Fehler corrigiren lassen, sonst aber die Sprachformen intact zu lassen, das klingt freilich sehr einfach, ist aber in der Ausführung gar nicht sehr einfach. Wer soll bestimmen, was falsch und was richtig ist, so lange nicht eine Grammatik da ist, deren Aussprüche

allgemein anerkannt werden? So haben denn die von Zeit zu Zeit vorgenommenen Revisionen des Bibeltextes bisher noch nicht zu einem befriedigenden Resultate führen wollen. Was der Eine corrigirt haben wollte, daran hielt der Andere fest, weil er behauptete in seiner Gegend so sprechen zu hören, was wegen der Dialektverschiedenheiten auch allerdings so sein mochte. Die Concessionen an das so oft vorgebrachte und vorgeschützte „in meiner Gegend spricht man so“ haben zur Folge gehabt, daß man bei den Revisionen nicht mit der nöthigen rücksichtslosen Consequenz hat vorgehen können, bei den vielen Rücksichten, die man zu nehmen hatte, wurde Manches an der einen Stelle verändert, was an der anderen stehen blieb, oder schon gemachte Aenderungen wurden bei einer späteren Ausgabe zum Theil wieder zurückgenommen. So bleibt denn nun, auch wenn wirklich alle eigentlichen Fehler corrigirt werden, die Sprache der ehnischen Bibelübersetzungen eine so bunte und so wenig gleichmäßige und consequente*), daß sie unmöglich als allgemeine Schriftsprache empfohlen werden kann. Aber noch aus einem anderen Grunde kann die Kirchensprache nicht wohl als Muster für den Schriftgebrauch überhaupt gelten. Es wird jetzt über unzählige Dinge geschrieben, wofür in den kirchlichen Schriften keine Vorbilder gefunden werden, so daß der Schreibende doch wieder auf die Volkssprache angewiesen ist, und aus dieser ein Dialekt gewählt werden muß. Fast jede Seite oder Spalte eines neu erscheinenden Buches oder Zeitungsblattes bringt in der Literatur noch nicht dagewesene Wendungen und Ausdrücke, für welche weder Wörterschatz noch Phraseologie der Bibel ausreichen, wie Pilze nach dem Regen — die Ergänzungen meines eben erst ein Jahr alt gewordenen Lexikons geben Zeugniß davon — schießen von allen Seiten neue Wörter empor, theils Lehnwörter theils Neubildungen, theils glückliche theils unglückliche Griffe, öfters mehrere für einen und denselben Begriff, da der Eine noch nicht Zeit gehabt hat sich mit dem bekannt zu machen, was vor ihm schon ein Anderer nach derselben Richtung hin versucht hat. Die ehnische Schriftsprache befindet sich eben, wie schon bemerkt wurde, in der Phase der Gä-

*) Die ehnische Syntax ist, mit wenigen Ausnahmen, überall dieselbe, und über die Fehler dagegen wird man sich leicht einigen, die Formenlehre aber ist eine sehr mannichfaltige, und wenn auch die des einen Dialekts an sich eben so berechtigt sind wie die eines anderen, so können in einer Schriftsprache doch wohl nicht für denselben Casus, für denselben Theil der Conjugation verschiedene Formen zugleich gebraucht werden in gleich gebildeten oder gar in den nämlichen Wörtern.

rung und Confusion, die zweite, die der Abklärung und Festsetzung ist noch zu erwarten.

Welcher Dialekt soll denn nun aber Schriftsprache werden? — Ich will hier nicht unerwähnt lassen, daß die revalehstnische Bibelübersetzung, welche zuerst als Muster diente, in dem westlichen Ehstland entstanden ist, und in ihrer ersten Gestalt auch noch besser als jetzt einen Volksdialekt repräsentirt haben mag. Allein dieser Dialekt empfiehlt sich aus inneren Gründen, auf welche ich sogleich ausführlicher zurückkommen werde, für die Schriftsprache nicht. Die Entscheidung darüber, welcher andere an die Stelle zu setzen wäre, liegt in den Händen der Schriftsteller selbst, welche sich darüber zu vereinigen haben, vortroyirt werden kann er ihnen von Keinem, am wenigsten von einem Fremden. Bis es aber zu einer solchen Entscheidung kommen kann, ist noch mancher lange Schritt vorwärts zu thun. Um aus Gründen, deren man sich bewußt ist, einem Dialekt vor anderen den Vorzug geben zu können, muß man sie vor allen Dingen alle kennen; um sie zu kennen muß man ein Mittel haben sie zu erlernen. Das könnte praktisch geschehen auf einer Rundreise durch das ganze Ehstland, allein dieses Mittel würde viel Zeit erfordern, und nur den Wenigsten möchte ihre Lebensstellung erlauben davon Gebrauch zu machen. Einfacher ist es, wenn man sie in einer Grammatik beisammen hat, und durch eine solche beabsichtige auch ich mich daran zu betheiligen. Ich bin zwar weder ehstnischer Schriftsteller noch ein Solcher, der es werden will, aber von dem Rechte eines jeden Autors, den Gegenstand, welchen er behandeln will, frei zu wählen, gedenke ich in der Weise Gebrauch zu machen, daß ich eben den Dialekt, welchen ich für den angegebenen Zweck am geeignetsten erachte, ausführlich behandelt voranstelle, die anderen aber mit ihren Abweichungen in die Anmerkungen verweise. Welcher Dialekt meiner Meinung nach für den Schriftgebrauch gewählt zu werden verdient, das wird sich aus der folgenden Skizze der ehstnischen Dialekte ergeben.

Die ehstnische Sprache zerfällt zunächst in zwei Hauptgruppen von Dialekten, eine nördliche und eine südliche, gewöhnlich als Reval-ehstnisch und Dörpتهstnisch bezeichnet. Das Letzte, auf einen ungleich kleineren Raum beschränkt, umfaßt nur den werroschen Sprengel, wo es zugleich Kirchen- und Schulsprache ist, den südlichen Theil des Fellsinschen, wo es nur Hausprache und durch die revalehstnische Kirchen- und Schulsprache beeinflusst wird, bis im Norden dieses Sprengels das Revalehstnische vorherrschend wird, und einen kleinen

daran gränzenden Theil des pernauschen unter denselben Verhältnissen. In der Vorzeit entsprachen diesem Gebiete etwa die beiden Gebiete der Saffaler und der Ungannier, und die Sprache ist hier, nämlich im äußersten Osten, von der revalenischen so abweichend in Wörtern und Wortformen, daß man vielleicht berechtigt ist anzunehmen, die Dörptheisten und Revalenisten hätten von Anfang an zwei abgesonderte Zweige des Ehnenvolkes gebildet, wie in Finnland die Karjalaiset und Hämaläiset, ja es lassen sich sogar manche specielle Analogien und Berührungspunkte nachweisen in der Sprache dieser mit dem Revalenischen und jener mit dem Dörptheinischen. — Das Dörptheinische im weiteren Sinne theilt sich wieder in zwei Theile, das Dörptheinische im engeren Sinne, im Westen, und das Werroehinische, im Osten des Sprachgebietes in den Kirchspielen Neuhausen, Rappin, Pölwe, Kannapä, Raage, Harjel und zum Theil Odenpä und Anzen, alle natürlich wieder, wie schon oben bemerkt, mit mehr oder weniger kleineren Eigenthümlichkeiten. Dahin gehört z. B. in Raage und Harjel die Vorliebe für das H im Anlaute, wo sonst der unaspirirte Vocal steht, in Anzen die Pluralpersonen ohne Personalendung, in Neuhausen die gutturale Aussprache des harten L und die des Diphthonges öi gleich dem russischen ъ; diese Eigenthümlichkeiten in der Aussprache sind so auffallend, daß man, wenn man zum ersten Male hinkommt, glaubt Russen ehnisch sprechen zu hören. Im Werroehinischen hat sich das Besondere des südlichen Dialektes am reinsten erhalten, während nach Westen hin dieses Besondere mehr und mehr verwischt, und die Sprache durch das Revalenische gemischt und verunreinigt wird und vom Werroehinischen gilt daher vorzugsweise, was man als Charakteristisches dieses südlichen Dialektes anführen kann. Von diesem Charakteristischen, welches sich nebst den eigenthümlichen Wörtern fast ganz so im Finnischen wiederfindet, führe ich Folgendes an: 1) Die Vocalharmonie, welche das Dörptheinische im engeren Sinne schon nicht mehr hat; eben so wenig das Revalenische. Es erscheint sonderbar, daß ein so eigenthümlicher Zug in der Sprache sich nur bei einer kleinen Parcellle des Volkes findet, es kommt indessen ähnliche Ungleichheit auch bei anderen finnischen Völkern im Osten vor, wo z. B. die Tscheremissen auf dem rechten Wolgaufer andere Gesetze der Vocalharmonie haben als auf dem linken, unter den Nordwinen die Ersa andere als die Mofcha. Daß die Vocalharmonie früher viel weiter im Ehnischen verbreitet gewesen ist,

dafür spricht noch Manches, jeden Falls ist sie da, wo sie sich vorfindet, nicht später erst angenommen, sondern aus der Vorzeit erhalten. — 2) Neben der Vocalharmonie hat das Werroehstnische noch überhaupt eine große Freiheit in der Vocalisation. Die langen Vocale werden, wenn der starke Accent darauf fällt, in der Qualität merklich modificirt, auch haben sich hier, wie im Finnischen, noch O und U als deutlich verschiedene Auslaute neben einander erhalten, während anderswo der Auslaut so zwischen O und U schwankt, daß man entweder überall O schreibt, wie bisher die meisten Schriftsteller, oder überall U, wie Ahrens wollte; die Verbalauslaute mit U zu schreiben, während man den Nomina überall O giebt, ist wohl ein bloß künstlich erdachtes Unterscheidungs mittel und nicht wirklich in der Lautung begründet, der Imperativ koggu (sammeln) der älteren Schreibweise klingt sicherlich ganz eben so wie das Substantiv koggo (Sammlung). Im Werroehstnischen dagegen sind Wörter wie magu (Geschmack) und mago (Magen), kulu (Verbrauch) und kulo (dürres Gras) deutlich unterschieden, und die Wörter auf o behalten diesen Laut auch vor Suffixen deutlich hörbar (elo, elol, elole, elost), wo revalchstnische Schriftsteller gemeint haben es in u verwandeln zu müssen (ello, ellul, ellule, ellust). — 3) Die dritte Singularperson des Präsens, wenn es schwach ist, wird stark gebildet ohne Personalendung, z. B. temä and, taht, tege, wo im Westen, dem Revalchstnischen analog annap, tahap, teep gesprochen wird. — 4) Die Bildung des Imperfects ohne das s in der Endung, welche im Revalchstnischen selten vorkommt (olin, tulin, panin, tegin) oder mit der volleren Form wechselt (katin, heitin, wötin oder katsin, heitsin, wötsin), hat hier, wie im Finnischen, viel größere Ausdehnung, und die Werroehsten gebrauchen dann auch hier zum Theil die dritte Person ohne Personalendung, wie im Präsens (temä and, wött, katt). — 5) Das Suffix des Illativs, revalchstnisch -se, ist hier -he, nach Westen -de, -te, z. B. südamese (ins Herz) hier söämehe, söämete, und das des Inessivs, im Revalchstnischen s, ist hier h, nach Westen n, wie jões (im Flusse), jöeh, jöen, linnas (in der Stadt), līnah, linan. — 6) Im Dörpchtstnischen verlieren manche Flexionsendungen den auslautenden Consonanten des Revalchstnischen, so der Plural der Nomina und Pronomina, die erste Singular- und die dritte Pluralperson, die Participe der Vergangenheit, z. B. nē, sörme, revalchstnisch nēd (diese), sörmed (Finger), osta, ostwa, ostnu,

ostetu oder ostet, revalestnisch ostān (ich kaufe), ostawad, ostnūd, ostetūd. Die Werroehsten ersetzen gewissermaßen das im Plural weggefallene d durch einen anderen Consonanten, eine eigenthümliche Aspiration oder ein hörbares Abbrechen des Lautes (nē', sörme'). Bemerkenswerth ist es, daß im Finnischen der Dialekt der Woten (Watialaiset) in der Gegend von Jamburg das n des Genitivs ebenfalls durch eine solche Aspiration ersetzt, die auch weiter nach Westen, im Revalestnischen, verschwindet, und daß die Werroehsten ihre Aspiration ebenfalls für ein finnisches n eintreten lassen, nämlich in manchen Adverbien aus dem finnischen Adverbialcasus. — 7) Es giebt hier eine besondere Steigerung des Accents, wodurch — auch ohne Firmation der Consonanten — der Infinitiv vom Genitiv und der Illativ vom Infinitiv unterschieden werden kann, wenn sie im Revalestnischen gleichlautend sind; dort habe ich nur im Südosten und zum Theil auch im Südwesten, also in den an das Dörptestnische gränzenden Dialekten etwas Aehnliches gehört, jedoch nicht mit gleicher Deutlichkeit und Entschiedenheit.

Das Dörptestnische ist bis auf die Gegenwart immer als Schriftsprache gebraucht worden und zwar noch seit etwas früher her, als das Revalestnische, aber nicht in der reinen und consequenten Form, wie sie das Werroehstnische darbietet, sondern in der unreinen, mit Revalestnischem gemischten aus der Gegend von Dorpat. Wenn es sich nun darum handelt für das gesammte Estenland eine einzige, das ganze Volk zusammenbindende Schriftsprache zu schaffen, so ist es wohl außer aller Frage, daß das Dörptestnische, auch in der reinen, werroehstnischen Gestalt, dazu nicht dienen kann. Der Bezirk desselben ist gar zu klein, die Sprachform den Revalestnen viel weniger verständlich als umgekehrt. Der Umfang der Literatur ist eben so klein wie das lesende Publikum, von der Bibel sogar ist nur das neue Testament gedruckt, das alte bloß im Manuscript vorhanden, daher werden denn auch revalestnische Bücher im dörptestnischen Bezirk gelesen, und das Volk ist dadurch mit der Sprache vertraut geworden, während schwerlich ein dörptestnisches Buch irgendwo von den Esten gelesen wird außerhalb der Dialektgränzen. Wenn es Manchem traurig sein sollte, von der gewohnten Schriftsprache scheiden zu sollen, so mag er sich damit trösten, daß durch eine allgemein geltende revalestnische Schriftsprache das Dörptestnische noch nicht durchaus und auf immer als solche verdrängt zu werden braucht. Es wäre gewiß zu bedauern, wenn wir Deutsche

etwa die allbekannteren „Olle Kamellen“ von Reuter oder die „allemanischen Lieder“ von Hebel nur in der hochdeutschen Uebertragung besäßen. Vermöge des verschiedenen Charakters der mehr kalten, farblosen, abstracten, künstlichen Schriftsprache und der warmen, gemüthlichen Dialekte wird es immer Gegenstände genug geben, die man lieber in diesen als in jener behandelt und liest, und wohl die meisten Schriftsprachen haben neben sich noch eine kleine Dialektliteratur; aber darum wird es doch Keinem einfallen, ein Werk von ernstem, wissenschaftlichem Inhalt im allemanischen oder neapolitanischen Dialekt zu schreiben. Die allgemeine Schriftsprache mag sein zum Belehren, Sprechen und für die Kunstpoesie, dem Dialekte mag das Plaudern und die Volkspoesie verbleiben.

Das Gebiet des Nevalehstnischen, dessen Verhältniß zu dem Dörpتهstnischen schon in dem Obigen enthalten ist, zerfällt eben so in zwei Hauptgruppen von Dialekten, deren Gränze ungefähr eine von Neval nach Oberpahlen gezogene Linie bilden mag, und die man daher als die nordöstliche und südwestliche bezeichnen kann. Die erste ist charakterisirt durch größere Consequenz in der Flexion, durch regelmäßige Mutation, wie sie auch die Sprache der südlichen Ebsten hat, in der zweiten wird die Mutation oder namentlich die Tenuation vielfach unterlassen, wodurch die Flexion unregelmäßig und unsequent wird. In der Declination wird besonders an dem Inessiv des Singulars einsylbiger Wörter die starke Form behalten, obgleich alle anderen Casusuffixe an die schwache Form gehängt werden, z. B. nahkas, aitas, tōpis, palkis, koskes, und ich selbst bin in allem Ernst gefragt worden, ob ich denn wirklich auf meinen Reisen irgendwo nahas, aidas, tōbis, pālgis, kozes sprechen gehört, und ob es nicht bloß eine theoretische Schrulle von Ahrens sei, so zu schreiben! — Daraus geht hervor, daß wiederum Ahrens im Unrecht ist, wenn er behauptet (§ 108), die Ebsten gebrauchten nirgends jene untenuirten Inessive, und sie seien nur aus der Sprachunkunde der ersten Schriftsteller entstanden. Selten ist der Gebrauch derselben harten Wortform im Elativ (also nahkast, aitast, tōpist, palkist, koskest), häufig dagegen im Plural, wenn die Suffixecasus nicht vom Genitiv, sondern vom Infinitiv des Plurals gebildet sind, also nicht bloß im Inessiv, nach dem Singular (wie kōikis, rindus, nahkus, raudus, paikus), sondern auch in anderen Casus (kōikil, kōikile, kōikist u.). Ein eigenthümliches Verhältniß entsteht noch

dadurch, daß man im Südwesten öfters zweisylbige Wörter zu einsylbigen verkürzt, wie pilw, taim, räim für pilwe, taimē, räime. Wenn nun dasselbe geschieht mit zweisylbigen Wörtern auf -as, welche den Genitiv firmiren, so werden, da in einsylbigen Wörtern der Nominativ die starke Form haben muß, die Mutationsgesetze umgekehrt, z. B. künk G. kün̄ga, urk G. ur̄ga, rōp G. rō̄ba, anstatt kün̄gas G. kün̄ka, urgas G. ur̄ka, rōbas G. rō̄pa. Dieß giebt dann weiter Veranlassung zu Metaplasmen durch Vermischung beider Formen, indem namentlich der Genitiv und Infinitiv des Plurals nach der ersten Declination gebildet wird, wenn auch von demselben Worte ein entsprechender einsylbiger Nominativ nicht gebraucht wird, sondern der gewöhnliche zweisylbige, von welchem jener Casus anders lauten müßte, z. B. wargade, kindude oder kindade, kaldade, warbude oder warbade, lambade wie von warg, kind, kald, warb, lamb, anstatt waraste, kinnaste, kallaste, warwaste, lammaste, und wargu, kindu, kaldu, warbu, lambu anstatt wargaid, kindaid, kaldaid, warbaid, lambaid von waras (Dieb), kinnas (Handschuh), kallas (Ufer), warwas (Zehe), lammas (Schaf), wie die Nominative wirklich lauten. Auch zweisylbige Nomina der ersten Declination werden ohne Mutation gebraucht, besonders wenn die Tenuation das B oder G treffen sollte, z. B. von saba (Schweif), tōbi (Krankheit), lugu (Lied) die Genitive saba, tōbe, lugu, statt sawa, tōwe, lou. — Verba der zweiten Conjugation, wo der Infinitiv tenuirt wird, tenuiren eigentlich regelmäßig auch das Particip der Vergangenheit, die Imperativpersonen (außer der zweiten des Singulars) und das Passiv, z. B. von wiskama (werfen) wizata, wizanud, wizake (wizaku), wizatud (wizatakse, wizati). Im Südwesten fehlt diese Tenuation in verschiedenen Abstufungen, und zwar desto mehr, je weiter nach Westen, jedoch auch mit manchen eigensinnigen Sprüngen und mancher Ungleichheit in den einzelnen Verben. Wo sie vollständig fehlt, da fällt diese Conjugation natürlich ganz mit der ersten zusammen, und man conjugirt wiskama wie laimama, also wiskada, wiskand, wiskage (wiskagu), wiskatud (wiskatakse, wiskati); am leichtesten wird die Tenuation aufgegeben im Particip (wiskand), dann im Infinitiv (wiskada) und Imperativ (wiskage, wiskagu), am längsten beibehalten im Passiv. In der dritten Conjugation, wo die Tenuation nicht den Infinitiv, sondern den Imperativ (in der zweiten Singularperson) und damit das Präsens trifft, wird sie meist

beibehalten bis auf die dritte Pluralperson, welche hier gegen alle übrigen Personen des Präsens eben so absticht, wie oben der Inessiv gegen die übrigen Suffixcasus, z. B. von pühkima (wissen) wohl pühin, pühid, pühime, pühite, aber pühkiwad statt pühiwad; eben so von uskuma (glauben), räkima (sprechen), suñdima (treiben), löpima (werfen) u. d. gl. uskuwad (oder verkürzt uskwad), rākiwad, suñdiwad, löpiwad anstatt uzuwad, rāgiwad, suñniwad, löbiwad. Eben so geschieht es in den Verben mit zweisylbigem Stamme, z. B. laduwad, siduwad, lugewad, pidawad, tegewad, anstatt lauwad, seuwad, loewad, peawad, teewad. Wie in der Declination, so sind auch in den beiden genannten Conjugationen die Laute B und G besonders der Tenuation abgeneigt, so daß man z. B. julgeda, julgend, kargada, kargand, kaebada, kaeband, sāgin, sulgun, wibin u. d. gl. spricht statt juleta, julend, karata, karand, kaewata, kaewand, sāen, sulun, wīwin, auch da, wo man an anderen Verben diese Theile der Conjugation regelmäßig tenuirt. — Die syncopirte Conjugation, ohne Bindvocal im Infinitiv, wie tahtma (wollen), andma (geben), kītma (loben), pūdma (streben), welche das Präsens tenuiren, thun dieß zwar auch im Südwesten, aber wieder mit alleiniger Ausnahme der dritten Pluralperson, wie in der dritten Conjugation, also tahan, tahad, tahab, tahame, tahate, aber tahtwad statt tahawad, eben so andwad, kītwad, pūdwad statt annawad, kīdawad, pūawad. Einen Schein von Berechtigung erlangt die Inconsequenz des südwestlichen Dialekts an dieser Stelle dadurch, daß nicht allein die verwandten Finnen, sondern auch die noch näher verwandten Werroehsten die dritte Pluralperson eben so bilden; allein bei diesen Letztgenannten liegt die Sache, wenn man sie näher betrachtet, doch etwas anders. Die Pluralperson folgt hier der Analogie der Singularperson, welche ebenfalls immer in ihrer Verkürzung die Personalendung entbehrt und die starke Form annimmt, bei den Nevalehsten aber fehlt diese Analogie, die dritte Singularperson wird ohne Ausnahme mit der Personalendung gebildet, und den anderen Personen gleich tenuirt. Die starke Form scheint hier nur in Folge des auch sonst im Südwesten so beliebten Verkürzens der Wörter entstanden zu sein, von welchem auch schon bei der Declination die Rede war. Mit der consonantisch anlautenden Endung wad wird aus den verkürzten ann'wad, tah'wad, kīd'wad, leicht andwad, tahtwad, kītwad, so wie in der

Declination aus kannle, pannla, kūnra ebenfalls kandle, pandla, kundra geworden ist. Derselben Neigung zur Syncope entspringen im Südwesten eine Menge Metaplasmen, indem man von Verben der dritten, seltener auch der zweiten Conjugation Formen bildet nach Analogie der sechsten (syncopirten), obgleich der Infinitiv selbst immer nur mit dem Bindevocal gebraucht wird, z. B. von istuda (sitzen) istwad, istsin, istja, istmine, von ristida (taufen) ristwad, rist-sin, ristja, ristmine, von pōlata (oder pōlgada verschmähnen), pōlg-tud, pōlgja, pōlgmine u. d. gl. Auch diese syncopirten Formen sind im Südwesten nicht überall gleichmäßig gebräuchlich, sondern — wie die starken statt der schwachen — in Abstufungen, häufig auch neben den vollständigen im Gebrauch, und bei Schriftstellern kann man bisweilen auf derselben Seite, in der Bibel in demselben Verse von demselben Worte die vollständige und die syncopirte Form finden. Dies veranlaßt fast zu glauben, daß die syncopirte, ungeachtet der anscheinenden Analogie mit dem Werroehstnischen, wo solche Verba wirklich zur sechsten Conjugation gehören, nur aus nachlässiger Aussprache entstanden ist, und sie scheinen, außer etwa mit besonderer Absicht gebraucht, in eine allgemeine Schriftsprache eben so wenig hinzugehören wie die ähnlichen ō, ä, wa, sā statt on, ära, wana, sama.

Noch hat die südwestliche Sprache außer diesen durchgreifenden noch viel einzelne Eigenthümlichkeiten, auf welche alle speciell einzugehen hier weder Raum noch Bedürfnis ist. Ich beschränke mich auf die Erwähnung von einem Paar derselben. Im Infinitiv des Plurals, dem Casus von der schwierigsten Bildung überhaupt, und bei welchem eigentlich nur das Werroehstnische mit lobenswerther Consequenz verfährt, während im Revalehstnischen auch im Nordosten allerlei nicht nach gleichem Princip gebildete Formen durch einander laufen, — im Infinitiv des Plurals liebt der Südwesten ein a zu setzen statt i, wie kāsśa, sūsśa (st. kāzi, sūzi), teiza, naeza (st. teizi, naezi), ōiza, kōiza, nīza, kōr'sa, par'sa (st. ōizi, kōizi, nīzi, kōr'si, par'si), sār'a, sēna (st. sārī, sēni), tähta, lehta, sāska (st. tähti, lehti, sāski), oder es wird statt der Flexivform eine Suffixivform gebraucht, wie kēlesid, sāresid, jōnesid, kir'jasid, sōnasid, sir'pisid, kohtasid, kappasid (oder kēlesi, sāresi u. s. w.) statt kēli, sārī, jōni, kir'ju, sōnu, sir'pa, kohte, kappu. Die letztgenannte Bildung

nimmt im äußersten Westen und zum Theil auf den Inseln — wie es scheint da, wo eine früher schwedische Bevölkerung die ehstnische Sprache angenommen hat — so Ueberhand, daß in der ersten Declination die Suffixivform durchaus vorherrschend ist. Im Süden, wo der südwestliche Dialekt sich dem Dörpتهstnischen nähert, und auch auf den Inseln findet dafür wieder das Umgekehrte Statt. Einsylbige Wörter mit u im Genitiv bilden den Infinitiv der Mehrzahl auf a, wie im Werroehstnischen, wie tempa, kaska, põlda, linda, rohta, nõua für tempusid, kaskusid, põldusid, lindusid, rohtusid, nõuusid, wie sie im Nordosten heißen. In demselben Casus der fünften Declination wird der Diphthong ai in u verkürzt oder auf werroehstnische Weise in i, z. B. lambid, sãpid, hambid oder lambud, sãpud, hambud statt lambaid, sãpaid, hambaid. — Den Infinitiv des Singulars bilden dreisylbige Wörter auf as häufig mit st statt t, wie kuniŕgast, wazikast, elajast st. kuniŕgat, wazikat, elajat, was sich schon dadurch als unstatthast erweist, daß der von diesem Casus gebildete Genitiv des Plurals das S nicht hat, kuniŕgate, wazikate, elajate, wie anderswo; umgekehrt werden wieder zweisylbige auf as, us, is mit t gebildet st. st, wie laekat, õigut, ter'wit st. laekast, õigust, ter'wist. Von zweisylbigen Wörtern der ersten Declination lautet derselbe Casus nicht nur dem Genitiv gleich, sondern er hat auch das t der fünften, wie izat, emat, seda samat, wogat, Jurit, kãrut, igat wizi, ninat pidi ic. — In den Gegenden, wo früher schwedisch gesprochen wurde, hört man ei statt õi, vielleicht weil dieser letzte Diphthong, den auch das Finnische nicht hat, den Fremden, als sie die ehstnische Sprache annahmen, nicht mundgerecht war; hier ist also wohl auch das Vaterland des aus der Schriftsprache unvertilgbaren keik (all) statt kõik, vielleicht auch teine st. tõine, was durch das finnische toinen besser begründet erscheint.

Wenn nun das Revalēstnische überall mit den hier angegebenen Inconsequenzen und Unregelmäßigkeiten gesprochen würde, so versteht es sich von selbst, daß man kein Recht hätte, mit der theoretischen Schere darüber herzukommen und sich für den Schriftgebrauch willkürlich daraus eine consequente und regelmäßige Sprache herauszuschneiden; wenn aber schon in dem Volke selbst irgend wo eine solche lebt, so hindert wohl nichts, diese zum Ausgangspunkt für die Schriftsprache zu nehmen und an die Stelle der bisher vorwaltenden und

in der Kirchensprache allein herrschenden aus dem Südwesten stammenden zu setzen. Sie findet sich allerdings in der nordöstlichen Gruppe schon vor, doch müssen aus den drei Hauptformen dieser zuvörderst zwei ausgeschieden werden wegen ihrer Vermischung mit Fremdartigem. Dieß sind im äußersten Nordosten der allentakenische Dialekt und südlich von diesem am Peipus hin bis zum Dörptehstnischen der südöstliche Dialekt. Spuren des letzten sind in neuester Zeit mehrfach auch in Schriften erschienen, nämlich in den von Jacobsohn, Lehrer in St. Petersburg, herausgegebenen. Obgleich er die Sprache Estlands wohl kennt — er stammt, wenn ich nicht irre, aus dem Kirchspiele Lorma in Livland — und nicht ganz so mit allen Besonderheiten schreibt, wie das Volk in dem dörptischen Sprengel spricht, und obgleich er mit der Ahrenschen Grammatik wohl vertraut ist, so werden doch den Lesern seiner Schriften manche fremdartige Dinge aufgefallen sein. Dahin gehören erstlich die dem Dialekt eigenthümlichen Wörter. Solche wird freilich auch jeder andere Dialekt haben, man mag zur Schriftsprache nehmen, welchen man wolle, allein die Idiotismen des südöstlichen sind zahlreicher und haben im Bezirk des Nevalehstnischen eine geringere Verbreitung, weil sie größtentheils aus dem Dörptehstnischen stammen. Bei Wortformen sind eigenthümlich die diphthongischen Dehnungen in den Endungen, besonders in den Sylben mit dem Nebenton, z. B. lōmakeizi, waenlaizi, eksituizi, mōistatuizi, pikameizi (statt lōmakezi, waenlaizi, eksituzi, mōistatuzi, pikamizi), hobuseid, patuseid (statt hobusid, patusid); ferner die Endung si statt sid im Infinitiv des Plurals nicht bloß nach betonten, sondern auch nach unbetonten Sylben, wie rīstasi, pōldusi st. rīstasid (für rīstu), pōldusid. Dem Dörptehstnischen angemessen, aber dem Nevalehstnischen sonst fremd ist die Firmirung des Infinitivs einsylbiger Wörter gegen den Nominativ, nicht bloß gegen einen tenuirten Genitiv, wie sonst (wald, walla, walda), z. B. adr (Pflug) Gen. adra, Infin. atra, Plur. atrasi; zum Theil ebenfalls aus dem Dörptehstnischen stammend sind noch manche Idiotismen, welche man bei dem genannten Schriftsteller finden kann, wie kēa (kochen) statt kēda, wei (er brachte) st. wīs, lōdis (erschuf) st. lōi, wäetit (den schwachen) st. wäetimat, wennatsed (Gebrüder) st. wennaksed, küle (Gen. von külg, Seite) st. külle oder külje, ei miskiks panema (verachten) st. ei mikski p. u. a. Ein vollständiges Bild des südöstlichen Dialekts findet man in den Schriften

des Herrn Jacobsohn natürlich nicht, eben so wenig wie in den ehstnischen Zeitungen ein solches von dem südwestlichen, obgleich beide Redacteurs von dort herkommen. Wie nämlich diese bis auf einzelne Provincialismen im Ganzen der Kirchensprache folgen, so Herr Jacobsohn der von Ahrens behandelten Sprachform, und die Provincialismen sind nur hier und da mit untergelaufen entweder aus Unachtsamkeit oder weil er Einzelnes wirklich vorziehen mag. Sonst ließe sich noch manches Eigenthümliche aus dem Südosten aufführen, ich begnüge mich, nur noch die flectirte Negation und das eingeschobene finnische d zu nennen in der dritten Declination, wie wede, süde, mede, Genitiv von wezi (Wasser), süzi (Kohle), mezi (Honig), und darnach auch siden oder sides, sidest (st. sees, seest oder sēs, sēst von sizi), eden oder edes, edest (st. ees, eest oder ēs, ēst von ezi).

Im allentakenischen Dialekt zeigt sich ein sehr starker Einfluß des bei der Narowa angränzenden Finnischen theils in Wörtern, die anderswo nirgends von den Ehsten gebraucht werden — wie kukk, kukistama (Blüthe, blühen) — theils in der Aussprache e oder o statt des dem Finnischen ebenfalls fehlenden ö — wie ehta (Abend), peld (Feld), wēras (fremd), teist kerda (zum andern Mal), ode (Schwester), korw (Ohr), tostma (heben) — und au, eu, st. ae, ō — wie naul (Nagel), paul (Band), kaul (Hals), neul (Nadel), seul (Sieb). Außerdem giebt es da noch manche eigenthümliche Wortformen, wie andan, andama, andand (st. annan, andma, annud), ment, menen (st. läinud, lähen), die regelmäßig gebildete dritte Pluralperson onwad (sie sind) st. on, der auch in den alten Volksliedern vorkommende Illativ koduje (nach Hause), metsaje (in den Wald), magamaje (schlafen), und die Infinitive izada, emada (st. iza, ema), wie im Finnischen ist ferner die Unterscheidung des Auslautes o von u, das Fehlen der Moullirung, die Ableitungsendung laine st. lane, ein Theil der Vocalsformen und Anderes. Manche Eigenthümlichkeiten, namentlich Finnismen, gehen auch noch weiter westlich über das eigentliche Allentaken hinaus am Finnischen Meerbusen hin.

Zwischen dem letztgenannten Küstenstriche nun, dem Südwesten, Südosten und äußersten Nordosten liegt ein District, dessen Sprache, von allen den angegebenen Districtsidiotismen fast frei, die reinste, regelmässigste und consequenteste Form des Redalehstnischen darbietet,

er umfaßt Bierland und Ostharrien (zum Theil mit Ausnahme des Strandes) und einen Theil von Jerwen. Es ist dieß zugleich dasjenige Ehstnisch, welches allein auf eine angemessene Weise behandelt ist durch Ahrens, und wenn ich auch, nach dem früher Gesagten, nicht so weit gehen kann, alles von dieser Sprachform Abweichende mit Ahrens für falsch oder für nicht vorhanden zu erklären, so kann ich doch nicht umhin diese allein als für die Grundlage zu einer allgemeinen Schriftsprache geeignet zu empfehlen, auch schon darum, weil sie, wie bei den Südehsten das Werroehstnische, durch ihre Beschaffenheit wohl allein einer gründlichen grammatischen Behandlung fähig ist. Das Regelmäßige kann leicht in ein System gebracht werden, das Unregelmäßige nicht so. Eine Grammatik der südwestlichen Dialektgruppe als Gesamtheit, oder der von dort ausgegangenen jetzigen Kirchensprache ist wegen der großen Formenmischung nicht wohl auszuführen, wollte man sich aber, um etwas Ungemischtes zu haben, auf die Sprache eines kleinen Bezirkes beschränken, so würde die eben so eine locale und von der gangbaren Literatur abweichende sein, wie die von mir empfohlene, ohne zugleich deren innere Vorzüge zu besitzen. Dieser letzte hat freilich auch einige Schattirungen und ist nicht überall absolut gleich, allein das hindert nicht, ihn der Schriftsprache zu Grunde zu legen, es genügt schon, wenn man dazu den relativ besten nimmt, denn die Schriftsprache ist ja eben auch nicht dazu bestimmt, bei dem einen Localdialekt stehen zu bleiben und immer nur diesen zu präsentiren, sondern es kommt nur darauf an, ein so zu sagen Hochehstnisch zu schaffen, das nicht bloßes Phantastebild des Grammatikers sei, sondern wirklich irgend wo im Volke wurzele.

Hat man sich darüber geeinigt, nur eine Sprachform in Schriften zu gebrauchen, am besten die eben empfohlene, so muß sie auch allen Ehsten bekannt und geläufig werden. Dieß kann selbstverständlich nur in einer späteren Generation geschehen, denn was Hänschen nicht schon in der Schule gelernt hat, das werden höchstens nur einzelne Hanse in ihren alten Tagen zu lernen Lust haben. Man frage nur unseren „Posti-meas“, der bei allen Ehsten umherwandert, ob er fortan in einer neuen Uniform erscheinen möchte, er wird wahrscheinlich den Kopf schütteln zu dieser Zumuthung, und die Sache seinem Nachfolger überlassen. Bei der Jugend muß der Anfang gemacht werden. Dieser Umweg schiebt zwar das Ziel noch weit hinaus, aber wenn es der einzige Weg ist, der zum Ziele führt,

so muß er dennoch betreten werden. Es ist schon von manchen Seiten durch verständige Ehsten als ein Bedürfniß erkannt und ausgesprochen worden, daß in den Schulen auch die Muttersprache gelehrt werde, dieß kann aber vernünftiger Weise nur die hochehstnische Schriftsprache sein, denn was könnte es helfen, wenn der Junge in seinem Localdialekt unterrichtet wird, den er schon mit der Muttermilch gelernt hat und eben so gut versteht wie sein Schulmeister, oder gar noch besser, wenn dieser vielleicht anders woher gekommen ist? — Wird eine einzige und überall dieselbe Sprachform zum Unterrichtsgegenstand gewählt, so sind natürlich auch die Lehrbücher dazu leichter zu beschaffen. Bei jener Forderung des Ehstnischen als Lehrgegenstandes ist also die Einheit des Ehstnischen, wenn auch nicht ausdrücklich ausgesprochen, doch nothwendig mit inbegriffen. Aber dabei kann man nicht stehen bleiben. Es ist nicht genug, daß die Jungen das Hochehstnische als eine fremde Sprache erlernen, wie etwa in Gymnasien das Lateinische und Griechische, sondern es muß ihnen ganz vertraut und geläufig werden, so daß sie es mit Leichtigkeit mündlich und schriftlich gebrauchen können; dazu ist aber nöthig, daß diese ehstnische Schriftsprache nicht bloß Lehrgegenstand, sondern überhaupt Schulsprache wird, und dazu wieder, daß alle Schulmeister sie sich vollkommen zu eigen gemacht haben. Dann erst kann das Hochehstnische auch allgemeine Conversationsprache aller gebildeten Ehsten werden, und Fremde, welche ehstnisch lernen, werden von selbst darauf geführt werden, es in dieser allgemein gültigen Form zu erlernen, ehstnische Schul-, Kirchen- und Gerichtssprache wird überall dieselbe sein, mag auch im häuslichen Kreise Jeder bei seinem Dialekt bleiben. Dann erst wird es möglich sein, ein deutsch-ehstnisches Wörterbuch auszuarbeiten.

Ein bekanntes Sprichwort verbietet zwar sich um ungelegte Eier zu bekümmern, und ein solches ist allerdings die allgemeine ehstnische Schriftsprache zur Zeit noch, sie befindet sich noch nicht einmal in der zweiten Lebensphase der Concentrirung auf einen Dialekt, geschweige denn in der dritten, der Ablösung auch von diesem Dialekt und des selbständigen Lebens und Ausbildens; aber da hier einmal von diesem Gegenstande die Rede ist, so möchte ich mir zum Schlusse auch über diese letzte Lebensperiode der Schriftsprache durch Anticipation noch einige Bemerkungen erlauben oder Rathschläge, wenn ich so sagen darf.

Sollte die Schriftsprache, wie ich voraussetze, aus dem ostharrisch-wielerländischen Dialekte hervorgehen, so hat sie unzweifelhaft das Recht, auch aus den anderen Dialekten sich zu ergänzen, zu bereichern und zu vervollkommen, nicht nur durch Aneignung betreffender Ausdrücke und glücklicher, dem Geiste der Sprache angemessener Wortbildungen, die dort schon vorhanden sind, ihr selbst aber noch fehlen, sondern auch durch Umgestaltung mancher die Symmetrie und Consequenz beeinträchtigenden Formen und durch Vertauschung derselben gegen geeignetere, welche anderswo im Volke lebendig sind. Indem die Sprache auf diese Weise bereichert, geistelt und verschönt wird, verliert sie nichts von dem genuin ehstnischen Charakter. Das Erste, die Aufnahme von passenden Wörtern aus anderen Dialekten, ist besonders denen zu empfehlen, welche über Gegenstände schreiben, über die bisher noch gar nicht oder doch nicht in so eingehender Weise geschrieben worden ist, daß sich schon eine vollständige gebräuchliche Nomenclatur dafür fertig fände, und welche daher zum Ausdruck mancher Begriffe neue Wörter schaffen müssen. Es stehen ihnen dann nur zwei Wege offen, die auch schon oft genug betreten sind, man kann nämlich entweder die Sprache aus der Sprache selbst bereichern, indem man aus dem vorhandenen eigenen Stoffe durch Ableitung und Zusammensetzungen neue Wörter bildet oder noch nicht überall bekannte, locale Ausdrücke ans Licht der Doffentlichkeit heranzieht, oder aber Lehnwörter aus fremden Sprachen gebrauchen. Das Letzte erscheint unnütz und verwerflich, wenn in der Muttersprache schon irgend ein brauchbares Wort existirt. Mag es immerhin den Ehsten anderer Gegenden Anfangs unverständlich sein und einer Erklärung eben so wohl bedürfen, wie das Fremdwort, so verdient es doch als echt ehstnisches vor dem fremden, das noch erst ehstnisch werden soll, den Vorzug, und es wird gewiß auch dem lernenden Ehsten sich leichter und besser einprägen als das Wort einer ganz fremden Sprache, und schneller ein allgemein verständliches Eigenthum der Schriftsprache werden. Beim Schaffen neuer Wörter durch Ableitungen aus ehstnischen Wurzeln ist die Berücksichtigung und beziehungsweise Benutzung der Dialekte eben so zu empfehlen. In Bildungsreichthum und Bildungsgewandtheit sind die Dialekte einander nicht gleich, und es kann leicht sein, daß das, was man in dem einen Dialekt an Bildungs- und Ableitungsformen vermißt, und wornach man umhertappt mit Gefahr fehl zu greifen, in einem anderen sich schon vorhanden und im Volksbewußtsein gegründet vorfindet.

Begeben wir uns von dem lexikalischen auf das grammatische Gebiet, so will ich hier nur auf einige Punkte noch die Aufmerksamkeit lenken. 1) In der Flexion der zweisylbigen Wörter der ersten Declination findet große Ungleichheit Statt. Einige werden, wo Tenuation eintreten kann, immer und überall tenuirt (wie *sigä, nuga, madu, söda, tuba*), andere, so viel ich bemerkt habe, nie (wie *häda, pigi, abi*), bei vielen ist der Gebrauch noch schwankend oder dialektisch verschieden (wie *lugu, sugu, wiga, rida, muda, raba, kibu*). Wünschenswerth wäre es, wenn die Schriftsprache in diesem Stücke nach größerer Consequenz trachtete, und wenigstens diejenigen Wörter der Analogie gemäß tenuirte, welche in der Sprache irgend wo in dieser Form lebendig sind, wozu namentlich das Südesthnische ein bedeutendes Contingent stellen könnte, und wenn sie — freilich im Widerspruch mit dem finnischen und selbst mit dem altesthnischen Sprachgebrauch — nur in denjenigen Wörtern allensfalls die eingetretene Erstarrung als zu Rechte bestehend gelten ließe, wo alle Dialekte darin übereinstimmen. — 2) Ein zweiter Punkt wäre der Infinitiv des Plurals der ersten Declination, welcher, wie schon oben angedeutet wurde, gar sehr im Argen liegt. Bei dem von mir empfohlenen Dialekte steht es in dieser Beziehung allerdings sehr viel besser als im Südwesten, wo die Buntscheckigkeit der Formen — auch im Schriftgebrauch — über alle Vorstellung geht, aber doch ist auch er noch von der wünschenswerthen Consequenz entfernt. Und doch würde es nicht schwer halten sie zu erlangen und diesen Casus durchgängig auf gleichmäßige Weise und der Größe der Sprache angemessen zu bilden, ohne doch nach einer selbst erdachten Theorie eigenmächtig zu verfahren, wenn die Schriftsprache hierin benutzte, was sich im werroesthnischen Dialekt schon lebend vorfindet. Das Specielle über diesen Gegenstand findet sich schon in meiner Abhandlung über jenen Dialekt, weshalb ich mich hier auf die bloße Andeutung beschränke. Uebrigens haben ja auch revalesthnische Dialekte, zum Theil wenigstens, schon einfache Formen im Infinitiv des Plurals, analog dem werroesthnischen, so daß die allgemeine Einführung solcher keine Mißverständnisse befürchten läßt und weniger Schwierigkeit haben dürfte, als es vielleicht zuerst scheint. — 3) In der Congruenz des Attributivs mit dem Substantiv herrscht Schwanken. Einige Adjective werden im Revalesthnischen immer dem Substantiv gleich flectirt, andere stehen zum Theil im Singular, ungeachtet das Substantiv im Plural steht, noch andere werden so wohl

in der Singular = wie in der Pluralform gebraucht, sogar Casus-suffixe werden am Adjectiv weggelassen, ja die Participle der Vergangenheit sind meistens ganz indeclinabel geworden. Im Finnischen und eben so auch im Werroehstnischen wird die Congruenz überall regelmäßig eingehalten, und es wäre zu wünschen, daß die Schriftsprache hierin der Analogie jener folgte, wodurch sie durchaus nicht gegen den Geist der Sprache sündigen würde. — 4) Dasselbe wäre auch wünschenswerth bei der Construction der Pronomina, wo es eingerissen ist, manche als Object nur in der unbestimmten Form zu gebrauchen, z. B. ta kutsus mind enese jüre (er rief mich zu sich) st. minu. In der Schriftsprache auch hierin das Regelmäßige herzustellen, würde um so leichter sein, da man allerdings auch von diesen Pronomina bisweilen die bestimmte Objectivform hört, wenn auch nicht mit so genauer Unterscheidung von der unbestimmten wie beim Substantiv. — 5) In zusammengesetzten Substantiven könnte genauer zwischen Nominativ und Genitiv des ersten Theiles unterschieden werden je nach seiner Beziehung und seinem Verhältniß zum zweiten; auch hierin findet sich schon Besseres vor im Finnischen und im Werroehstnischen. — 6) Der Diphthong ea wechselt so häufig und sprungweise mit dem langen Vocal ä, daß es nicht eben sehr auffallend sein würde, wenn man sich entschloße bei dem einen von beiden zu bleiben, und dazu würde der einfache Vocal sich vielleicht dadurch empfehlen, daß er eben so verbreitet und wahrscheinlich ursprünglicher ist.

Daß die Ehnisten so schnell, wie es in der Natur der Sache liegt, zu einer allgemeinen Schriftsprache und den damit verbundenen Vortheilen gelangen möchten, in diesem Wunsche stimmen gewiß Alle überein, welche mit mir sich für das Wohl und den geistigen Fortschritt dieses Volkes interessiren, vielleicht nur möchte der von mir angedeutete Weg zur Erlangung dieses Schakes manchen Heißspornen zu langweilig und langwierig erscheinen, die gern schneller und wo möglich noch zu ihrer Lebenszeit das Ziel erreicht, rein wissenschaftliche ehnische Nationalliteratur und höhere Schulen mit ehnischer Unterrichtssprache vor sich sähen. Allein auf geistigem Gebiete fehlen eben zur Zeit noch die Eisenbahnen, mit denen man sich wie mit einem Sprunge sogleich in medias res versetzen könnte, es will dort jedes Gebäude sein sicheres Fundament, es muß dort Alles seine gehörige Ordnung und Reihenfolge haben, seine gehörige Zeit wahren

und Schieben befähigt noch nicht zum Gehen. Zwischen dem ersten wissenschaftlichen Werke in deutscher Sprache und der Jetztzeit liegen Jahrhunderte angestrebter Arbeit und riesigen Fleißes von Tausenden, und diese Arbeit kann auch den Chstn nicht erspart werden, wenn sie statt des in fremder Sprache fertig Liegenden lieber Eigenes haben wollen. Aber sei ein Ziel auch noch so fern, wer es erreichen will, darf sich die Mühe nicht verdrießen lassen, vor allen Dingen den ersten Schritt zu thun auf dem Wege, der dahin führt. Ohne den ersten Schritt ist der letzte nicht möglich, und hier bietet schon der erste Schritt an sich so viel Vortheile!



Est.

A-10732